

getreten hatte.

»Alles in Ordnung mit deinem Bein?«

»Dieses kleine Miststück. Schafft die beiden hier in den Transporter. Ich folge euch mit dem Wagen.«

»Wie geht's deinem Finger?«

»Halt die Klappe und schaff sie in den Transporter. Der Junge wird nicht weit kommen.«

Jimmy fragte sich, warum sie Georgie nicht verfolgten. Waren das denn keine Entführer? Im Grunde machte es doch keinen Unterschied, welches Kind sie verschleppten. Und warum gaben sie sich dann die Mühe, seine Eltern mitzunehmen? Doch inzwischen hatte ihn ein Verdacht beschlichen, der ihn nicht wieder losließ: Etwas an ihm selbst ließ ihn offenbar zum Zielobjekt dieser bewaffneten Männer in Anzügen werden; und es hing auf irgendeine Weise mit seiner plötzlichen Fähigkeit zusammen, aus Fenstern zu springen, ohne sich dabei zu verletzen.

Jimmy wartete, bis die Motoren der Autos ansprangen. Er musste unbedingt einen Blick auf den Transporter werfen. Es war die einzige Möglichkeit herauszufinden, wer seine Eltern verschleppte.

Er ließ sich vorsichtig zu Boden sinken und rollte unter dem Auto hervor, gerade noch rechtzeitig, um einen Wagen davonfahren zu sehen. Er hatte kein Nummernschild. *Was für eine Art Auto braucht kein Nummernschild?*, fragte er sich. Es war eine schwarze Limousine mit dunkel getönten Scheiben. Vor ihr fuhr der lange schwarze Transporter. Sie schlichen mit quälender Langsamkeit, lauernd wie Katzen.

Als die Fahrzeuge am Ende der Straße abbogen, wurden ihre Flanken sichtbar. Jimmy erspähte die Silhouetten der Fahrer und vorne im Transporter einen Beifahrer. *Das muss der dritte Mann sein*, dachte er, der Anzugtyp, dem er nicht begegnet war. Auf den Scheiben der Wagen spiegelte sich das Licht der Straßenlaternen und etwas erregte Jimmys Aufmerksamkeit. Es war das Einzige an den Fahrzeugen, das nicht vollständig schwarz war. Am Heck des Transporters, direkt neben den Rücklichtern, schimmerte ein senkrechter grüner Streifen. Er war gerade breit genug, um ihn aus der Entfernung erkennen zu können, und kaum mehr als zehn Zentimeter lang. Und auch bei der schwarzen Limousine befand sich an derselben Stelle ein identischer grüner Streifen. Er blitzte nur für einen kurzen Moment auf, sodass Jimmy im nächsten Augenblick schon wieder daran zweifelte, ob er ihn wirklich gesehen hatte. Der Lieferwagen und die Limousine bogen um die Ecke und verschwanden, als hätte es sie niemals gegeben.

Jimmy tappte zurück zum Haus. Dabei bemerkte er zum ersten Mal, dass er keine

Schuhe trug. Vorsichtig suchte er einen Weg zwischen den Glasscherben, was im Dunkeln gar nicht so einfach war. Die Eingangstür war verschlossen. Natürlich dachten alle, Jimmy wäre auf der Flucht und würde irgendwo durch die Vorstädte Londons irren.

Alles schien ruhig. Auf der Straße herrschte kein Verkehr, nur das tiefe Summen der nächtlichen Stadt und das Geräusch einzelner Autos in der Ferne waren zu hören. In einem dieser Wagen befanden sich Jimmys Eltern. Dann dachte er an Georgie. Wohin sie wohl gerannt war? Hoffte sie, sie könnte ihn irgendwo finden? Jimmy zitterte und fragte sich, ob es seiner Schwester jetzt auch so bitterkalt war. Wenigstens trug sie Schuhe.

Er kletterte die Mauer neben dem Haus hinauf und beugte sich auf der anderen Seite hinab, um den Riegel der Gartenpforte zu öffnen. Die Tür schwang mit einem Knirschen auf. Er warf einen Blick über die Schulter hinweg zur Straße, konnte aber nichts entdecken. Dann betrat er den Pfad, der seitlich am Haus entlangführte. Er schien ihm düsterer als je zuvor.

Jimmy redete sich selbst gut zu, dass er keine Angst zu haben brauchte. Schließlich war es sein eigenes Zuhause und es war niemand außer ihm da. Wenn hier irgendetwas ein Geräusch machte, dann lediglich eine streunende Katze. Er begann den Satz flüsternd zu wiederholen.

»Gibt es ein Geräusch, dann ist es eine Katze.« Während er langsam zur Rückseite des Hauses schlich, sang er den Satz leise zu der fröhlichsten Melodie, die ihm einfiel. Barfuß und ein Lied über Katzen summend fühlte er sich wie ein stümperhafter Einbrecher. Wagenschmiere schwärzte seine Wangen. Als er sein Spiegelbild in einem Seitenfenster des Hauses entdeckte, fand er es fast schon wieder lustig.

Seine Gesichtszüge wirkten seit einiger Zeit nicht mehr ganz so weich, und er hoffte, dass man ihn schon bald für etwas älter halten würde, als er war. Sein blondes Haar wurde jedes Jahr etwas dunkler und seine Schultern wurden nach und nach breiter. Jimmy schnappte sich einen Stein aus dem Kräutergarten seiner Mutter und schlug damit das Fenster ein.

Wenn es überhaupt eine richtige Methode gibt, ein Fenster einzuschlagen, dann hatte er offensichtlich die falsche gewählt. Nachher erinnerte er sich, dass sie in Fernsehfilmen immer den Ellbogen benutzten und ihn dabei mit einer Decke oder etwas Ähnlichem schützten. Jimmy dagegen hatte es mit der bloßen Hand versucht. Jetzt übersäten noch mehr Glassplitter seine Kleider und fielen auf seine unbeschuhten Füße herab. Einige hatten ihn auch im Gesicht erwischt. Glücklicherweise hatte keiner davon seine Augen getroffen. Was war aus seiner merkwürdigen Fähigkeit geworden, sich in gefährlichen Situationen zurechtzufinden? Es wäre besser, wenn sie nicht einfach wieder spurlos

verschwand, obwohl er sie gerade dringend brauchte.

Er griff durch das Loch im Fenster, öffnete die Verriegelung und schob es auf. Nachdem er hineingeklettert war, ging er als Erstes zum Telefon. Es war tot. Alles, was Jimmy hörte, war das Blut, das in seinen Ohren rauschte, und sein eigener Atem. Er fand das Handy seines Vaters, aber es ließ sich nicht einschalten. Das Gehäuse war zertrümmert worden. Jimmy war klar, dass er nicht zu Hause bleiben konnte, nicht, während seine Schwester alleine da draußen auf den Straßen unterwegs war und seine Eltern in einem Transporter fortgeschafft wurden.

Er überlegte, welche Gegenstände ihm in der nächsten Zeit möglicherweise nützlich sein könnten, aber sein Herz pochte immer noch so heftig, dass er sich kaum konzentrieren konnte. Er stieg die Treppe hinauf, um seinen Rucksack zu holen. Er räumte die Bücher darin aus und stopfte stattdessen Ersatzkleidung und einen zusätzlichen Pullover hinein. Dann holte er etwas zu essen aus dem Kühlschrank: Er stopfte so viel in seine Schultasche, wie hineinpasste. Außerdem nahm er ein paar Schokoriegel und schnappte sich einen Apfel. Er öffnete den Gefrierschrank und tastete im hinteren Teil herum, bis er das Bündel Geldscheine fand, das seine Mutter dort für Notfälle und den Pizzaboten aufbewahrte. Es war mehr Geld, als er je in Händen gehalten hatte. Wieder oben im ersten Stock zwängte er seine Füße in ein paar Schuhe, wobei er immer noch die nassen Socken trug, in deren Fasern sich Glassplitter verfangen hatten.

Dann kam ihm der Gedanke, sich auf die Suche nach einer Taschenlampe zu machen. Irgendwann kniete er auf allen vieren und durchwühlte den unteren Teil des Küchenschanks, da fiel sein Blick auf sein Handgelenk. Unterhalb der linken Hand ragte eine Glasscherbe hervor. Und obwohl es kein kleiner Splitter war, spürte er keinen Schmerz. Die ganze Zeit hatte er sie übersehen: eine tödliche Glasscherbe in seinem Handgelenk.

Vorsichtig zog Jimmy sie heraus. Sie steckte tief im Fleisch, doch es blutete nicht. Erleichtert wackelte er mit den Fingern. Dann ballte er sie zur Faust. Alles schien in Ordnung. Dort wo die Glasscherbe gesteckt hatte, war ein Schnitt in seiner Haut. Aber die Wunde war nicht blutig rot, sondern darunter befand sich eine weitere Hautschicht, die irgendwie grau aussah. Er hatte sich früher häufiger geschnitten, aber nie etwas Ähnliches bemerkt. *Eigentlich hätte ich inzwischen längst verblutet sein müssen*, dachte er. Er überlegte, ob er ein Pflaster auf den Schnitt kleben sollte, drückte sogar einige Male darauf herum. Aber da er keine Schmerzen empfand, schien es ihm reine Zeitverschwendung. Er tastete nach der Taschenlampe und warf sie in seinen Rucksack. Dann ließ er sich auf einen der Küchenstühle sinken.

Im Haus war es ruhig. Jimmy war noch nie aufgefallen, wie verloren man sich

in der Stille fühlen konnte. Er starrte zur Tür, und ohne es zu wollen, stellte er sich vor, wie seine Eltern lächelnd und Späße machend hereinspaziert kamen. Er hatte sich noch nie so einsam gefühlt und versuchte sich abzulenken, indem er noch einmal alles durchging, was sich seit dem abendlichen Ringkampf mit seiner Schwester ereignet hatte. Er hörte wieder die panische Stimme seiner Mutter. Sie hatte verhindern wollen, dass er in die Hände dieser Männer fiel. Aber warum hatte sein Vater diese Leute ohne Zögern ins Haus gelassen? Und später waren seine Eltern ihnen völlig ruhig gefolgt. Wenn diese Leute tatsächlich so gefährlich waren, dass Jimmy vor ihnen abhauen musste, wieso kannten seine Eltern sie dann so gut? Und warum wollte Jimmys Vater nicht um Hilfe rufen, obwohl er die Gelegenheit dazu hatte?

Jimmy war klar, dass die Männer in Anzügen auf der Suche nach ihm zurückkehren und Verstärkung mitbringen würden. Er schnappte sich seinen Rucksack und verließ das Haus. Wenn er seiner Familie helfen wollte, dann durfte er vorerst nicht wieder zurückkehren.

Jimmy schlug die Richtung ein, in die der Transporter verschwunden war. Die Vororte von London verschluckten ihn; Tausende Menschen schliefen ruhig in ihren Betten, während Jimmy an ihren Eingangstüren vorbeischlich und sich daran zu erinnern versuchte, wo sich das Polizeirevier befand. Nach einer Weile hatte er jedes Orientierungsgefühl verloren. Das Licht der Straßenlaternen ließ die Schatten, in die er hineinwanderte, nur noch finsterner erscheinen. Wachsam hielt er nach Personen Ausschau, die schwarze Wagen mit grünen Streifen fuhren. Doch die Straßen waren menschenleer.

Jimmy gähnte so mächtig, als wolle er die gesamte Stadt verschlucken. Und er war mit seinen Gedanken so sehr bei einem warmen Schlafplatz, dass er nicht das Geringste von der dünnen, dunklen Gestalt bemerkte, der einzigen weiteren Person in den Schatten dieser Nacht. Sie hatte begonnen, ihn zu verfolgen.

# KAPITEL 3

Mitchell hatte einen harten Tag hinter sich. Zweimal hätte man ihn beinahe dabei erwischt, wie er einen Geldbeutel aus jemandes Tasche klaute, und beide Male musste er alles fallen lassen und davonflitzen. Das wäre jetzt schon der dritte Tag, an dem er leer ausging. Gestern Abend war er in einen ihm bekannten Vorort gefahren, um sich die Pendler vorzunehmen, die aus der U-Bahn-Station kamen. Aber sie hingen immer in dichten Trauben zusammen, sodass es verdammt schwer war, sich unauffällig unter sie zu mischen.

Jetzt waren die Straßen total verlassen. Sie kamen Mitchell einsamer vor als je, und langsam verlor er die Hoffnung, dass er heute noch einen Fang machen würde. Doch dann dachte er an den erbärmlichen Gestank im Apartment seines Bruders und verspürte keinen Drang, so bald dorthin zurückzukehren. Außerdem wusste er genau, wie umwerfend komisch sein Bruder es finden würde, wenn er wieder einmal mit leeren Händen nach Hause zurückkehrte. Es bereitete Mitchell kein Vergnügen, ein Dieb zu sein. Seinen Bruder mochte er auch nicht sonderlich. Und am allerwenigsten gefiel es ihm, mit ihm zusammenzuleben. Doch es war der einzige Ort, wo er Unterschlupf finden konnte, bis er alt genug war und Geld hatte, um etwas Eigenes zu mieten. Doch das lag beides noch in weiter Ferne. Und sein Bruder ließ Mitchell nur unter der Bedingung bei sich wohnen, dass er für ihn stahl.

Zuerst war er ganz gut darin gewesen – Anfängerglück vermutlich. Wenn es um das schnelle Davonrennen ging, war er unschlagbar. Außerdem hatte es Vorteile, kleiner zu sein; da wurde man gern mal übersehen. Doch die letzten Tage waren echt hart gewesen. Mitchell fühlte sich müde und elend. Fast hätte er aufgegeben, doch da tauchte plötzlich jemand auf.

Mitchell hörte das leise Quietschen von Turnschuhen und wandte sich in die Richtung. In dem trüben Licht konnte er einen einzelnen gebückten Schatten mit einem Rucksack erkennen. *Sieht aus, als ob es jemand in meinem Alter ist*, dachte er. Er ging langsam näher, bemerkte dann jedoch, dass die Gestalt sich direkt auf ihn zubewegte. Mitchell sprang über eine niedrige Vorgartenmauer und duckte sich. Nur wenige Sekunden später schlurfte kaum einen Meter entfernt ein Junge